

47]

## Mafia.

(Nachdruck verboten.)

Roman aus dem modernen Sizilien von Emil Rasmussen.

Angelos eheliches Idyll sollte sich übrigens keines langen Daseins erfreuen. Es trat eine Situation ein, die unsehbar das Heim in eine Hölle verwandelt hätte, wenn irgendeine andere als Bionda als Frau des Hauses gewaltet hätte.

Unter Calogeros Mafiafreunden hatte seit langem Mismut geherrscht, daß der verurteilte Kamerad so lange im Zuchthaus sitzen mußte. Sie fanden mit Recht, daß es ein zweifelhafter Vorteil sei, Masiusu zu sein und einer Cosca anzugehören, wenn eine zufällige Feindschaft mit der Gräfin oder ihrem Sohn ihnen die Straflosigkeit verschmerzen konnte.

Nach Brunos Wahl machten sie diesem so energische Vorstellungen, daß er ernstlich in die Gräfin zu dringen genötigt war, ihre Zustimmung zu geben, daß der Justizminister Calogero begnadige. Da die Freunde für Angelos Sicherheit einstanden und dieser überdies vom Prozesse her Anspruch auf Calogeros Dankbarkeit hatte, hatte sie keinen ernststen Einwand mehr zu erheben und gab nach.

Als erstes Glied seiner Versöhnungsbestrebungen gegenüber Calogero beschloß Angelo Rusidda und ihr Kind zu sich ins Haus zu nehmen.

Bionda machte keine Einwendungen. Der Gedanke allein, das von allen Seiten vergötterte kleine Teufelchen im Hause zu haben, machte sie strahlen. Wie sie sich Crocifissas angenommen, von der die Ereignisse sie später mehr und mehr entfernten, so hatte sie sich auch der jungen unglücklichen Mutter angenommen, als sie in der Gräfin Hause beisammen waren, und Rusiddas Dankbarkeit kannte keine Grenzen; sie verehrte Bionda als ein Wesen höherer, vornehmerer Art.

Diese gegenseitige Sympathie erlitt keinen Abbruch, als Angelo herausfand, daß das Schicksal ihm offenbar zwei Gattinnen gönnte. Es kam jedoch dazu, daß er Rusidda gegenüber beinahe Gewalt anwenden mußte, und am nächsten Morgen kam sie weinend vor Verzweiflung zu Bionda und beichtete ihr alles.

Es war nur, was diese erwartet hatte, und es machte keinen Eindruck auf sie. Sie bat Rusidda bloß, keine Strupel zu haben, sondern ihrem Herzen zu folgen. So wurde denn Rusidda Angelos Gattin; Biondas Türe aber fand er von nun an versperrt.

Dies Zusammenleben hatte einige Monate gedauert, als Calogero eines Tages in die Stube trat, frank und frei. Das Gefängnis hatte ihn mager und bleich gemacht, so daß er noch größer erschien als früher. Eine gewisse philosophische Ruhe war über ihn gekommen. Er war still, bescheiden in seinem Wesen und machte einen durchaus friedlichen Eindruck. Nur wenn man alte Dinge berührte, funkelte es mit einem gelblichen Glanz in der Tiefe seiner Augen.

Vorläufig unternahm er nichts. Er wohnte daheim in seiner alten Hütte, gewöhnte sich aber mehr und mehr, in Angelos Hufe aus- und einzugehen; es erging ihm wie allen anderen: die kleine Cleofe sammelte und versöhnte.

Angelo behandelte den Alten mit einer gewissen überlegenen Verachtung, die Rusidda weit mehr zu quälen schien als Calogero. Aber Bionda beherrschte ja den täglichen Gang des Hauses, und ihre weiche Hand wußte alle Wunden zu heilen. Sie hatte Calogero nichts vorzuwerfen. In ihrem innersten Herzen achtete sie ihn um dessentwillen, was er getan hatte.

15.

Crocifissas Ruf verbreitet sich mit reizender Schnelligkeit über die ganze Insel und von allen Seiten strömten Scharen von Kranken und Pilgrimen herbei, um die neue Heilige zu sehen und zu berühren. Don Gerlando fühlte sich wie ein richtiger kleiner Kirchenfürst, und seine Einnahmen stiegen in einem schwindelnden Maße. Er hatte bisher aus Mangel an Einkünften für die Jesuskirche in Rom ein kleines Kommissionsgeschäft betrieben. Eine Messe wurde in dieser vornehmen Kirche mit fünf Frank bezahlt, und dennoch war die Nachfrage so groß, daß die Aufträge nicht ausgeführt werden

konnten, da man täglich nur eine Messe pro Altar lesen durfte. Natürlich wies man die Aufträge nicht ab, sondern setzte sich mit den Geistlichen ringsum im Reiche — unter ihnen auch mit Don Gerlando — in Verbindung. Sie berechneten die Messe zu einem Franken oder ein wenig darunter. Das gab doch immerhin vier Frank Nettoverdienst für die Jesuiten.

Diese billigen Messen sagte Don Gerlando nun ab. Wer über eine Heilige, wie Crocifissa es war, verfügte, brauchte sich nicht zu scheuen, selbst fünf Frank für eine Messe zu nehmen; ja es waren sogar sovieler Bestellungen der Pilgrime eingelaufen, daß er selbst viele hundert Messen mit demselben Vorteil abgeben konnte wie die römischen Jesuiten.

Die kirchlichen Blätter hatten sich seit vielen Jahren darüber aufgehalten, daß die Priester nicht in klingender Münze zu bezahlen brauchten, sondern mit Wons, die auf eine Messe lauteten — und die die Redaktionen hierauf weiterverkauften. Diese Wons gingen wie Banknoten von Mann zu Mann. Für eine gewöhnliche Bauernmesse konnte man eine halbe Wurst bekommen; für eine Jesuitenmesse verkauften Dirnen in Rom eine Liebesnacht. Auch dieses Prinzip nahm Don Gerlando nun auf. Er bezahlte nur mit Messen, und durch seine stets wachsenden Verbindungen eröffnete er dieser vielbegehrten Ware einen wirklich bedeutenden Markt.

Man verkaufte Tücher, die an Crocifissas Brust gerührt hatten, und um zehnfachen Preis verkaufte man solche, die von dem aus ihrer Seite rinnenden Blut getränkt waren. Der Verkauf ihres Wassers wurde in ein System gebracht, und in Hinblick auf die starke Nachfrage und die beispiellosen Wirkungen mußte es bald mit Gold aufgewogen werden.

Allein Don Gerlando beging die Unvorsichtigkeit, mit seinen Einkünften zu prahlen. Als die Gräfin merkte, wie reich die Quelle floß, forderte sie ihren Anteil an der Beute, und er mußte eine fixe Abgabe an das Kloster leisten.

Da plötzlich verfinsterte sich der Horizont durch einen Konkurrenten, der anfänglich allen Anzeichen nach unangenehm zu werden versprach.

Der eine der Apotheker auf dem Corso baute seinen Laden um und mußte bei dieser Gelegenheit ein Madonnenbild, das seinen Platz in einer Mauernische hatte, versetzen. Aber was geschah! Am nächsten Morgen fand er die Madonna wieder auf ihrem Platz in der Nische. Sie war nachts allein umgezogen!

Den ganzen Tag gab es ein atemloses Gerenne nach der wundertätigen Madonna.

Abends stand Pamfo unter all den Siechen und Bettenden und sah dem Getriebe zu. Er war den ganzen Tag in Porto Empedocle gewesen. Und wie er so dastand, fiel ihm die lahme Hüfte seiner Freundin Carmela ein. Nachdem Don Gerlando ihr vergebens eine Flasche von Crocifissas Wasser geschickt hatte, die sie gewissenhaft trank, gab er die feierliche Erklärung ab, daß ihre Krankheit eine Art Beherrschung von einem bösen Geist sei, die nur durch Handauflegung vertrieben werden könne — er selbst aber wagte nicht, die Hand aufzulegen.

Hier aber war gewiß die Möglichkeit einer Heilung vorhanden, und von diesem Gedanken erfüllt, rannte Pamfo spornstreichs zu Carmela hinauf. Aber wieviel er auch klopfte und ihren Namen rief — es wurde nicht aufgemacht.

Da ging Pamfo ein Nicht auf und er hob an, aus Leibeskräften „Calogero“ zu schreien.

Auch Calogero war auf der sozialen Leiter abmziert. Als er aus dem Zuchthause heimkam, hatte man ihn für jede einigermaßen nützliche Leistung untauglich befunden. Der einzige Posten, für den man ihn allenfalls verwenden konnte, war der eines Schullehrers. Rechnen hatte er immer können. Lesen und Schreiben hatte er im Zuchthause gelernt, wo er zugleich viel über die Probleme des Daseins philosophiert hatte. So gab ihm denn die Mafia eine Stelle als Kindererzieher.

Er war gleichzeitig mit einem lange zurückgedämmten Drang nach weiblichem Verkehr heimgekehrt. Nun traf es sich so, daß Carmela infolge ihrer Hüfte keine Liebhaber hatte; und da er selbst ja keine Frau besaß, nachdem er die seine erschlagen hatte, so war nichts natürlicher, als daß die beiden sich in einer Art Ehe unter ziemlich elastischen Formen zusammenfanden.



Es ärgerte den ernsthaften Schulmeister natürlich be-  
deutend, als Pamso nun unten auf der Straße stand und  
seinen Namen schrie, daß man es durch die ganze Stadt hören  
konnte. In diesem Grade war die Ehe ja nicht offiziell.  
Uebrigens war Pamso ein Fragenschneider, der ihn lächerlich  
machen konnte, und wenn er auch natürlich nicht riskierte, sein  
Erzieheramt zu verlieren, so war es nicht ausgeschlossen, daß  
dies Vorgehen erschlaffend auf die Disziplin wirken konnte.

Pamso brauchte darum nicht so lange zu rufen, bis Calo-  
gero es für das flügste fand, hinabzugehen und ihm zu öffnen;  
aber kaum hatte er ihn innerhalb der Türe, als er den lach-  
lustigen Kameraden mit einer Donnerrede niederschmetterte,  
die jenem vollständig die Luft benahm und den ernstesten Er-  
zieher rasch zum Herrn der Situation machte. Es war ja  
noch eine ungeschlichtete Angelegenheit zwischen den beiden,  
die Pamso's Seiterkeit stets innerhalb gewisser Grenzen hielt.

Einstweilen sah Carmela ohne falsche Scham in ihrem  
Bette und bekam endlich von Pamso zu hören, was ihm am  
Herzen lag.

Und sogleich war es, als begänne der böse Geist sich in  
Carmela zu regen. Sie lobte Pamso und segnete ihn, stand  
auf und schlüpfte in die Kleider unter unablässigen Ausrufen,  
daß nun die Stunde des Wunders geschlagen habe. Und als  
sie merkte, wie felsensfest ihr Glaube war, weinte sie vor  
Freude. Pamso schien es, als ob sie deliriere.

Von ihrem alten Tröster Pamso gestützt — Calogero  
wollte sich nicht öffentlich in ihrer Gesellschaft zeigen —  
hinkte sie all die steilen Treppengäßchen hinab und drang zur  
Apothek vor, die von Menschen förmlich belagert war. Sie  
mußte viele Stunden warten, bis sie dank den energischen  
Anstrengungen Pamso's bis zur Madonna gelangte, aber dann  
betete sie auch zwei geschlagene Stunden, betete wie eine  
Dampfmaschine, drohte und bettelte zu dem Madonnabilde  
empor, schluchzte und heulte solange, bis ihre Stimme zuletzt  
in einem heiseren Fischen erstarrt und das kupferrote Gesicht  
von all den über die bußfertigen Blüge geschmierten salzigen  
Tränen glänzte.

Das Wunder aber blieb aus.

Mit hängenden Ohren mußte Pamso die Untröstliche  
wieder zu dem harrenden Calogero heimlocken.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## 9) Auf Irrwegen.

Von Jonas Lie.

Faste redete sich in die Höhe und bog ein paar Zweige herab —  
„Ich muß die Kirchen erreichen — da lasse ich sie auf Dich  
herabregnen, — nimm sie, nimm sie! — Sie sind rot, und Du bist  
bleich, Vera! — so wie ich! Nimm sie, nimm sie — Wenn Du  
ahntest wie unangefochten und stolz ich da unten in der Straße  
umhergehe. Mit meinem vertragenen Schlipps und meiner  
schmierigen Jacke ist es mir ein förmlicher Genuß, es mit den  
englisch-modischen Geden der Stadt aufzunehmen, mit denen ich  
einmal auf der Schulbank gesessen habe — Geschäftsmann vom  
Scheitel bis zur Sohle, siehst Du.“

„Mein, ich verstehe es nicht, wie es Dir ein solcher Genuß  
sein kann, Dich lächerlich zu machen, als wenn Du nicht schon  
ohnedem sonderlich und eigenartig genug wärest,“ rief Vera aus.  
„Und immer hast Du jemand, den Du mit Wonne unter die Füße  
treten möchtest.“

„Ach nein, Du, ach nein, Du. — Das, worunter ich ge-  
litten habe und noch leide, ist vielmehr ein Bedürfnis, sie zu ver-  
stehen. Wie oft hab' ich mich nicht darüber gewundert und bin  
neugierig gewesen und habe danach geforscht, was eigentlich hinter  
allen diesen zurückhaltenden, feierlichen Schafstoppgehistern stecken  
könne, diesen schweigsam leuchtenden Göttern der Stadt, die die  
Nacht hatten, einen mit ihrem Lächeln zu töten, und vor denen  
mich noch ein Gefühl meiner Knabenangst überkommen kann, —  
Angst vor der erwachsenen Welt und all ihrer mythischen Unzu-  
gänglichkeit.“

„Es ist noch so viel von dem bei Dir zurückgeblieben, Faste,  
was man als Kind empfindet, und das ist ja nicht zu Deinem  
Nachteil.“

„Aber das, was mich in diesen Tagen beschäftigt hat, Vera,  
ist wirklich nicht so sehr die Spekulationsangelegenheit wie die  
Freude darüber, daß ich nun endlich ein Klein wenig in das Ver-  
trauen des Mollers eingedrungen bin und damit auch hinter die  
Kulissen der Stadt. Diese Katastrophe bedeutet für mich ein ganzes  
inneres Erlebnis, — daß ich es nämlich jetzt alles mit dem  
knochentrockenen Blick des Mollers verfolgen kann. Weißt Du,  
es ist als sei die ganze Illusionsgardine vor meinen Augen her-  
untergerissen.“

„Aber, — ich hätte beinahe gesagt, — was willst Du unter  
allen diesen — „Erwachsenen“, — wie Du sie nennst!“ rief sie aus.

„Was, — was? — Du begreifst doch wohl, daß Du mich  
beleidigst, Vera. Du hältst mich ihnen doch in keiner Weise unter-  
legen?“

„Nein, Faste, aber Du wirst niemals Deinen Koffen dort be-  
haupten, während diese Leute es immer tun, selbst wenn sie  
schlafen! Du hast Deine eigene Gedanken- und Gefühlswelt, die  
Gott weiß wo liegt —; jedenfalls aber weit ab von der ihren.  
Ich glaube, Du hättest Gelehrter oder dergleichen werden sollen.“

„Nur nicht das, was ich bin!“ brauste er auf. „Ja, nicht wahr,  
so einer von diesen gelehrten, zerstreuten Sonderlingen, die sie in  
einen Stall mit Büchern einsperren und halb geblendet durch das  
Tageslicht am Bügel wieder herausziehen. Ja, das wäre so etwas  
für mich, der nur nicht die Grenze für alles das finden kann, das  
zu erschaffen und das von all der Herrlichkeit dieser Welt allein  
zu genießen ihn verlangt. Ich bin eine weltliche Kraft, Vera, —  
weltlich von Natur wie von Prinzip! Ich bin über diesen Schwandel  
mit der „idealen Welt“ hinaus. Sie ist vom nüchternen Stand-  
punkt aus gesehen nichts wie eitel Dunst, durch den man um das  
Reelle betrogen wird. Und deswegen, Du, will ich mein Leben  
dafür einsetzen, etwas zu gründen, was der Menschheit nützt und  
mir, — dem Erfinder, — sowohl Reichtum als Macht und An-  
sehen und alles das verleiht, was sie für verkehrt erklären. Es  
heißt, es soll so gefährlich sein, Millionär zu sein. Und wenn man  
Millionär ist, soll es wieder so gefährlich sein, die Millionen  
dazu zu gebrauchen, daß man in einem vergoldeten Glaswagen  
mit vielen Pferden davor fährt oder die Erde mit seiner eigenen  
Luftmacht umsegelt —“

„Wenn Du so nur eine kleine Weile mit dem Moller redest,  
so wirst Du schon sehen —“

„Ja — a; aber so dumm ist Faste Forland auch nicht, Du! —  
Aber das muß ich sagen, Du verstehst es, mich aus meinen Ge-  
danken — ganz herauszureißen, Vera! — eine kühle Art und  
Weise — Wir passen in gewisser Weise zu einander wie Feuer  
und Wasser.“

„— Ich meine nur, es wird Dir niemals gelingen, Dir  
ein Geldherz in die Brust hineinzusetzen, Faste! Und das gehört  
dazu, wenn man ein Geldmensch werden will. Dir bleiben Deine  
Ideen und Gedanken immer das erste, — so gewiß wie das für die  
anderen der Schilling ist!“

„So! Nach Deiner Ansicht also sollte niemand, der Geist in  
seinem Schilde führt, sich mit der Wirklichkeit befassen! Während  
in Wirklichkeit jede tiefere Begabung lebend und zitternd danach  
berlangt zu reboltieren, zu organisieren — Du bist so schwer  
von Begriffen geworden, Vera, und der Honig der Aufrichtigkeit  
fließt beständig von Deinen Lippen, seit —“

„Wenn ich mich auf Deine Art und Weise ausdrücken wollte,  
Faste, so würde ich sagen, daß ein Kronenstück in der Phantasie des  
Mollers so groß erscheint wie der Vollmond, während die Idee  
gar nicht zu sehen ist. Bei Dir hingegen ist der Gedanke, die  
Idee, alles, und die Kronenstücke, — ja die würdest Du ja! — und  
tonnenweise ins Meer schütten!“

„Ach, wie ich Dich jetzt wieder erkenne, Vera, ganz die alte, —  
wie soll ich sagen, — die großherzige, über alles Kleinliche er-  
habene Vera! — in dieser plötzlichen Beleuchtung — — Vorüber  
lächelst Du, — ja, Du lachtest —“

„Du hast ein Talent, von dem abzuschweifen, worüber wir  
reden, Faste. Weshalb hast Du Dich nun nicht mit dem Dispo-  
nenten Et in Verbindung gesetzt, der ein so zuverlässiger Mann  
ist und so viel Interesse für das Wohl der Stadt hat, statt mit  
diesem hinterlistigen Moller?“

„Weshalb —?“

„Ja, weshalb! — Da ist irgend etwas, was Du Dir vielleicht  
selber nicht so klar machst —“

„Etwas, was ich sehe, meinst Du. — Es wäre ja nichts be-  
sonderes an der Sache, wenn ich darin nicht etwas Besseres sähe  
als andere. Der Stern, weißt Du —“

„Nun aber dieser Moller ist doch auf alle Fälle kein Stern,  
wenigstens kein glänzender. Während Et — Vater sagt, er sei  
so durchsichtig, als wenn man durch Glasfenster in ihn hinein-  
sehen könne.“

„Aber ich habe nun einmal etwas anderes nötig, als eine vier-  
edrige Verständigkeit, die mit ihrem Fuder mitten auf der Straße  
fährt und es, wenn Gefahr droht, nicht in eine Seitengasse hinein-  
retten kann.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Schwedische Eindrücke.

Der Volkspark.

Sollte es einmal nötig sein, das Proletariat an einem Sonn-  
tag zu einer Aktion zusammen zu rufen, dann werden sie's in den  
südlichen und mittleren Städten Schwedens bequem haben: Dort  
ist die Arbeiterschaft an jedem Sonntag im folkets park (Volk-  
park) versammelt. Jede größere schwedische Stadt hat ihr folkets  
hus (Volkshaus), wo die örtlichen Parteinstanzen, die Fachvereine  
und die sozialdemokratischen Redaktionen in friedlichem Neben-



einander ihre gemeinsame Residenz haben. In vielen Orten haben die Arbeiter außer dem gemeinsamen Haus auch noch einen gemeinsamen Garten. Der größte schwedische Volkspark besteht in Malmö. Der sozialdemokratische Verein ist dort ausgesprochenstermaßen — Großgrundbesitzer. Am Rande der Stadt, mit der Straßenbahn in einer guten Viertelstunde zu erreichen, besitzt der sozialdemokratische Verein ein ganz respektables, altes Rittergut, auf welchem gut ein halbes Hundert Willen Platz fänden, und es blieben noch etliche weite Wiesen, ein kleiner Teich und Waldbestand übrig. Ein Genosse, der unteuher Talent zum Großspekulanten hatte, hat im Jahre 1891 vorgeschlagen, dieses Grundstück anzukaufen und es zur Erholungsstätte der Arbeiterschaft zu bestimmen. Das Experiment gelang, der Volkspark mußte nach wenigen Jahren erweitert werden, und das Beispiel wirkte auf die anderen Städte. Heute haben die meisten schwedischen Städte ihren Volkspark. Stockholm nicht. Der Grund ist dort zu teuer, auch ist die Umgebung Stockholms auf allen Seiten zu schön, zu verlockend, als daß Aussicht wäre, die Arbeiterschaft auf eine Stelle zu konzentrieren.

In Malmö ist das Experiment, einen eigenen Prater für die Arbeiter zu schaffen, glänzend gelungen. Vom 1. Mai an bis spät in den Herbst sind 10 000, auch 15 000 Menschen an jedem schönen Sonntag im Volkspark zu finden. Aber auch an Werktagsabenden, besonders Sonnabend und Montag, sind hier Tausende Arbeiter mit Kind und Kegel zu finden. Kein Wunder, das Proletariat muß hier wie überall in überfüllten, freudlosen Mietskasernen hausen. Kein Baum grünt hier in den lahlen Straßen des Proletariats, kein Gärtchen mildert die schale Nüchternheit dieser schnurgeraden Duzendhäuser und Duzendgassen. Im folks park stehen Wälder, schöne alte Büche, hier sind Wiesen, hier kann man den Himmel sehen und atmen. Die Arbeiterfamilie, die hier ihre Sommerabende verbringen will, zahlt für die ganze Saison sieben (standinabische) Kronen, der einzelne Arbeiter 4 Kronen 50 Öre als Eintrittsgeld. Das ist, wie man zugeben wird, kein Luftwucher. Namentlich den Arbeiterfamilien kommt eine solche Abonnementkarte sehr zustatten. Da ist eine lange Allee, die zur Rechten und Linken in eine Anzahl kleiner, sorgfältig umbuschter Nischen aufgeteilt ist. In jeder dieser Gartenlogen steht ein runder Tisch, um ihn eine runde Bank. Hier hat an jedem schönen Sommerabend eine Familie ihr Best aufgeschlagen. Die Mutter hat das Abendbrot für alle mitgebracht. Hier kann es in der frischen Luft, mitten unter den anderen, und doch gut abgeschlossen von den anderen, verzehrt werden. In einer Nische sind Vater, Mutter und sechs Bengels um den Tisch, das siebente schreit aus dem Kinderwagen. In einer anderen Loge sitzen zwei Freunde, jeder die Liebste an der Seite, und ein oder der andere freie Junggeselle steht ihnen neidisch oder mitleidig zu. Regnet's, dann heißt es freilich aus den Nischen flüchten. Aber im Volkspark gibt es etliche große, gedeckte Hallen, dorthin ist gut flüchten. Drei dieser Hallen gehören zu Wirtschaften, die gleichfalls Eigentum des Vereins sind und von diesem selbst (ohne Wächter) betrieben werden. Hier ist Bier und Wein — kein Schnaps! — zu billigen Preisen zu haben. Jederlei Wirtschaftler ist verpönt, die Arbeiter haben — die sichtbarste Form einer Konsumgenossenschaft — weder mißratene Speise noch verfälschten Trank zu fürchten. Jede Restauration steht unter der Leitung eines Beamten des Vereins. Das oberste Küchenregiment führt eine Frau. Alle Einkäufe besorgt der erste Vorstand des Vereins, ein ehemaliger Zigarrenarbeiter.

Auch Vergnügungswucher gibt es hier keinen. Mitten im Park ist ein Variété, wo Schlangenkünstler, Tiroler Sänger, dreifüßige Affen, Radfahrkünstler mit dem „Lodesprung“, Coupletsänger und andere Wundertiere auftreten. Wer will, sieht sich an, — ohne besonderes Entree. — Für die jugendlichste Jugend gibt es zwei große Tanzböden. Wir alle wissen, daß es auch einen Tanzwucher gibt. In Wien müssen die Tänzer im Prater für jeden Tanz eine Karte lösen, die sogenannten „Fünfstreuzerlätze“ sind gerade so unerschämmt teuer wie die „Fünfstreuzerrömer“. Dem Tanz im Volkspark habe ich mit besonderer Freude zugehört. Einmal deshalb, weil die Schweden überhaupt gute Tänzer sind, der Fabrikarbeiter hat noch manche bäuerliche Tradition in Erinnerung, und der schwedische Bauerntanz gehört zu den schönsten. Sein ursprünglicher Sinn, die Liebeswerbung, ist in diesen heiter-naiven Bewegungen, so rein erhalten. Bald steht der Bursch in der Mitte und die Mädchen tanzen spöttisch um Reigen an ihm vorbei, bald sitzt ihm, eine Sekunde lang, eine Schöne auf dem Knie und ist schon wieder fortgesprungen. Und wie viel liebenswürdige Freude am eigenen Leibe drückt sich darin aus, daß bald ein Wein, bald ein Arm lockend gehoben und lockend vorgestreckt wird. Wer hasten wollte, kommt zu spät. Der Tanz ist der zum Spiel gemilderte Kampf der Geschlechter.

Kinder können hier Scheiben schießen, hutschen und mit dem enormen Schlegel ihre Kraft messen. Am Abend blitzen elektrische Lichter durch das Gartendunkel. Und eine Militärkapelle spielt. Ja, eine Militärkapelle in einem sozialdemokratischen Park! Die Streitkraft der schwedischen Armee leidet darunter nicht. . . . Den Ordnerdienst versehen 30 Genossen. Auch einige Wachleute sind da. Auf meine Frage, ob die Polizei löre, antwortet mir der leidende Genosse in seinem schweren Deutsch: „O, gar nicht! . . . Polizisten hier . . . ganz brave Leute . . . Nicht so unangenehm wie in Deutschland! . . . O nein! Polizisten haben hier auch

ihren Fachverein, gar nicht schlechten Fachverein über ganz Schweden.“

Der Deutsche, der hierher kommt, wird vielleicht das sozialistische Element im Volkspark suchen. Nicht einmal die Figuren in den Schießstätten, auf die geschossen wird, haben agitatorischen Charakter. Und auf der Bühne treten gut bürgerliche Affendresseure und Tiroler Sänger aus Dänemark auf. Ein schwedischer Genosse, dem ich meine deutschen Bedenken sagte, erwiderte: „Hier sollen sich die Leute erholen! Wir dürfen die Arbeiter nicht fortwährend erziehen wollen! Das hält niemand aus . . .“

Stefan Großmann.

(Nachdruck verboten.)

## Brückenbau und Brückeneinstürze.

Plauderei von Ernst Rasch.

Brücken gibt es wohl schon so lange, wie es eine Menschheit gibt. Allerdings mögen sich die Urmenschen beim Uberschreiten von Flüssen und Strömen anfangs wohl nur auf ihre Schwimmkraft verlassen haben, aber bald werden ihnen natürliche Brücken, wie überhängende Feste und gestürzte Bäume, einen Weg gezeigt haben, auf dem man den Uebergang bequemer und gefahrloser bewerkstelligen konnte. Selbstverständlich waren die ersten Brücken überaus primitiver und kunstloser Art. Gefällte Stämme wurden über Bäche und kleinere Flüsse gelegt und auf diese, für nicht ganz schwindelfreie Menschen nicht ganz ungefährlichen Brücken mögen ihre Vorfahren wohl nicht weniger stolz gewesen sein als ein heutiger Ingenieur auf eine mit allem Raffinement moderner Technik ausgestattete Hängebrücke. Noch in unseren Tagen sind diese ursprünglichen Brücken bei den Naturvölkern gang und gäbe. So kann man in den Felsengebirgen des malaiischen Archipels über schwindelerregenden Abgründen oft dünne Bambusstangen erblicken, auf denen die Eingeborenen, nicht selten mit schweren Lasten beladen, vergnügt dahinschreiten. Der Europäer, wenn er nicht gerade zufällig Seiltänzer ist, kann solche Naturbrücke natürlich nicht passieren. Solche und ähnliche Brücken dürften in vorgeschichtlicher Zeit die einzig vorhandenen gewesen sein. Es versteht sich von selbst, daß sie nur bei schmalen Wasserläufen in Frage kommen konnten; breite Ströme mußten entweder schwimmend oder mit Hilfe von Bötten durchquert werden.

Die ältesten größeren Brücken sind im fernen Osten erbaut worden, wahrscheinlich in Indien. Weiß doch eine der ältesten indischen Sagen von dem Affenkönig Hanuman zu erzählen, der durch seine vierhändigen Untertanen eine Brücke von Ceylon nach dem indischen Festlande schlagen ließ. Im Rassistischen Altertum hatte man es im Brückenbau schon ziemlich weit gebracht, wenn auch in den meisten Fällen, wo es größere Flüsse zu überbrücken galt, wohl die Schiffbrücke zur Anwendung kam. Das heißt es wurde eine Anzahl Rähne, die miteinander verbunden waren, über die ganze Breite des Flusses verankert, und über die Fahrzeuge Bretter gelegt. Bekanntlich sind diese Pontonbrücken in wesentlicher Vervollkommnung noch jetzt gebräuchlich und spielen besonders im Heerwesen eine Rolle. Daneben gab es aber auch schon recht kunstvoll konstruierte feste Brücken, und Cäsars Rheinbrücke, deren Bau er in seinem „Gallischen Krieg“ beschrieben hat, ist ein Meisterstück römischer Ingenieurkunst, ebenso freilich ein Schrecken aller Tertianer der deutschen Gymnasien. Lange Zeit hindurch baute man nur hölzerne Brücken. Erst dem 19. Jahrhundert war es vorbehalten, jene lustigen Gebilde aus Eisen und Stahl herzustellen, die nicht nur Flüsse überbrücken, sondern sogar die Ufer von Meeresarmen miteinander verbinden. Eine der vollendetsten dieser Art ist die Newyork mit Brooklyn verbindende Brücke.

Die eisernen Brücken kamen erst recht in Aufnahme, als es galt, nicht nur Uebergänge für Passanten und Fuhrwerk, sondern für das neuzeitliche Verkehrsmittel, die Eisenbahn, herzustellen. Hier reichte die Tragkraft der hölzernen Brücken nicht aus, Eisen (der allerdings auch schon früher verwendet war), Eisen und Stahl wurden herangezogen. Triumphe über Triumphe feierte der menschliche Geist. Mit unerhörter Kühnheit wurden unüberwindlich scheinende Hindernisse überwunden. Man beschränkte sich nicht mehr darauf, fest fundierte Brücken zu bauen; man schuf Hängebrücken, die anscheinend frei über dem Wasser schweben und über die Expres- und Güterzüge in bunter Reihenfolge ununterbrochen dahinsausen. Wen schwindelte es nicht, wenn er z. B. die gewaltige Eisenbahnbrücke bei Mungsten im Wuppertal betrachtet?

Wo viel Licht ist, ist naturgemäß auch viel Schatten. Die Geschichte des modernen Brückenbaues hat gar viele erschütternde Katastrophen zu verzeichnen, bei denen nicht selten Hunderte von Menschen ums Leben kamen. Die meisten dieser Katastrophen ereigneten sich in Amerika, wo man bei der Konstruktion mit viel größerer Sorglosigkeit zu Werke geht, und wo Menschenleben nicht eben sonderlich hoch im Preise stehen. Aber auch in Europa sind Brückeneinstürze gerade keine Seltenheit, und jene furchterliche Katastrophe in Schottland, wo eine kaum vollendete Eisenbahnbrücke mit einem eben darüberfahrenden Expreszuge einige hundert Meter in die Tiefe stürzte, lebt wohl noch im Gedächtnis der älteren Generation. Unsere deutschen Ingenieure arbeiten zwar mit aller gebotenen Vorsicht; daß aber auch bei uns derartige



Unglücksfälle vorkommen können, beweist der ganz kürzlich erfolgte Einsturz der im Bau begriffenen Rheinbrücke in Köln. Die Schuld an diesem traurigen Ereignis, dem mehrere Menschenleben zum Opfer fielen, ist in der Hauptsache allerdings wohl äußerer, besonders Witterungseinflüssen zuzuschreiben; ob sich aber, bei peinlichster Anwendung aller Vorsichtsmaßregeln, das Unglück nicht doch hätte vermeiden lassen? In jedem Falle aber ist das schreckliche Vorkommnis eine ernste Mahnung, derartige Bauten mit doppelter Vorsicht zu überwachen.

Nun zum Schluß noch eine Uebersicht über allerlei phantastische Brückenbauprojekte. Da ist zunächst die famose Idee, den atlantischen Ozean zu überbrücken, so daß man trockenen Fußes von Hamburg nach New York spazieren könnte. Vielleicht treten die Ingenieure des 5. Jahrtausends nach Christi Geburt diesem bestechenden Gedanken einmal etwas näher. Bekannt ist es, daß man den Armel-Kanal zwischen Dover und Calais gern überbrücken möchte. Diesem Plan stellt sich aber außer allerlei elementaren Hindernissen noch die Furcht der Engländer vor einer französischen Invasion entgegen; jezt freilich, in der Zeit der berühmten entente cordiale, ließe sich vielleicht überwinden; dann wäre aber wohl eine Untertunnelung des Kanals praktischer. Schließlich sei noch das Projekt einer Brücke über die Behringstraße, jenen Meeresarm zwischen den unwirtlichen Teilen Amerikas und Asiens, erwähnt. Die Hindernisse sind auch hier sehr groß; aber so phantastisch die Sache aussieht, sie kann am Ende doch in absehbarer Zeit verwirklicht werden. Die Technik ist noch immer im andauernden Siegeslauf begriffen und kann, ja wird sicher in kommenden Jahrhunderten Werke schaffen, die wir jetzigen Menschen mit einem überlegenen Lächeln abtun, wie feinerzeit Friedrich der Große den „blauen Dunst“, die heute überall dominierende Dampfkraft.

### Kleines feuilleton.

**Fall eines Eisenmeteoriten.** Der Meteorit, welcher am 31. März dieses Jahres in allernächster Nähe des Dorfes Uwee in der Grafschaft Görz in Südbösterreich niedergefallen ist und der Meteoriten-Sammlung des Wiener Hofmuseums überwiesen wurde, wird jezt im „Wiener Akademischen Anzeiger“ näher beschrieben.

Ueber die Erscheinung am Himmel, die mit dem Fall des Meteoriten verbunden war, konnte der Zeuge des Niederralles, der Landmann Kolenz, nichts aussagen. Er hörte etwa um 3/9 Uhr des Morgens den Knall einer Explosion in der Luft, dem sogleich ein Pfeifen und Säusen gefolgt sein soll, dessen Dauer er auf mehr als zwei Minuten angibt. Dann sah er einen fünf Zentimeter dicken Ast eines Apfelbaumes abbrechen und sah unter dem Baume die Erde in Staubwolken aufwirbeln. Voller Furcht floh er, und er wagte sich erst nachmittags mit einem Begleiter wieder an die unheimliche Stelle. Sie fanden die Erde aufgewühlt, und als sie nachgruben, fanden sie in einer Tiefe von etwa 30 Zentimeter eine Masse, die sie für eine Kanonenkugel hielten und an die Gendarmerie übergaben, durch deren Vermittelung dieser seltene und interessante Fund nach Wien gelangte.

Die Zeitangaben, die der Landmann machte, sind böllig wertlos; sie sind ja erst nach einer ungenauen Erinnerung gemacht, da der Schrecken, der ihn im Moment der Erscheinung ergriff, jede Absicht und jede Möglichkeit einer genauen Schätzung ausschloß. Die Masse erwies sich bei der näheren Untersuchung in Wien als ein nicht ganz faustgroßes Eisenstück mit einem Gewicht von 1230 Gramm, das bis auf eine Seite von glatt abgeschmolzenen Flächen begrenzt ist, von denen die größte ziemlich eben, die anderen stark konverg gekrümmt sind. Aus der Form scheint hervorzugehen, daß es sich um ein octaedrisches Eisen handelt, das sich von einem größeren Eisenstück nach Octaedersflächen losgerissen hat. Die Oberfläche ist mit einer sehr dünnen Brandrinde, eine Folge der starken Erhitzung in der Atmosphäre, bedeckt, aus der an einzelnen Stellen das silberweiße Eisen hervorglänzt. Die Abschmelzung vollzog sich am heftigsten auf der Schneide der Kanten, von wo die dünne Schmelze zur Mitte der Flächen abfloß, auf denen sie sich ausbreitete.

Der Fall von Meteorsteinen ist keine so große Seltenheit, als man früher annahm. In der von Klein im Jahre 1869 gegebenen Zusammenstellung aller Meteorite von genau bekannter Fallzeit sind aus dem 15. Jahrhundert nur drei angegeben, aus dem 16. Jahrhundert 15, aus dem 17. bereits 23, dann folgt das 18. mit 40 und das damals kaum zu zwei Drittel abgelaufene 19. Jahrhundert mit 216 Steinfällen. Daraus ist aber keineswegs zu schließen, daß die Meteorsteinfälle im Laufe der Jahrhunderte häufiger geworden sind, man hat ihnen vielmehr größere Aufmerksamkeit zugewandt und sie deshalb häufiger beobachtet, wozu noch kommt, daß der bewohnte und bekannte Teil der Erde ungemein größer geworden ist. Aber auch jezt noch kann nur der allergeringste Teil der Meteorsteinfälle bemerkt werden, bei weitem die meisten Meteoriten fallen ins Meer, das ja beinahe drei Viertel der Erdoberfläche bedeckt, und ein sehr großer Teil fällt in unbewohnten Gegenden nieder, ohne daß sie jemals von einem Menschen wahrgenommen werden. Die Zahl der Meteorsteine, die im Durchschnitt jährlich zur Erde fallen, wird auf 4500 geschätzt, also auf mehr als

12 an jedem Tage. Unter diesen Meteoriten sind aber die wenigsten solche aus Eisen, wie der bei Arce gefallene, bei weitem die meisten sind Steinmeteorite, im Durchschnitt kommt auf 100 Steinmeteorite nur 1 Eisenmeteorit, die daher auch in den Meteoriten-Sammlungen viel weniger zahlreich vertreten sind. Meistens ist das Meteoriteisen stark nidelhaltig; inwiefern das auch bei dem beschriebenen Meteorit der Fall ist, ist aus dem Bericht nicht zu ersehen. Eine chemische Analyse scheint noch nicht stattgefunden zu haben.

### Kulturgegeschichtliches.

**Eine neuentdeckte Germanengöttin.** Der ansehnliche Kreis von altheidnischen Göttern und mit göttlichen Eigenschaften ausgestatteten Halben (Asen), von denen uns in der isländischen Edda und den skandinavischen Sagas so anschaulich Kunde übermitteln wird, scheint durch die Forschungen der modernen Altertumswissenschaft eine ständig wachsende Ausdehnung anzunehmen. So verdanken wir den Untersuchungen eines namhaften norwegischen Fachgelehrten, Dr. Magnus Olsen, über die den „Hamburger Nachrichten“ aus Stockholm berichtet wird, den interessantesten Nachweis, daß es neben der als Mutter und Beherrscherin aller untergeordneten Gottheiten verehrten Göttin Freya oder Frigga, der Gattin Odins (Wodans), eine gleichgestellte Gattin namens Haern (isländisch gleich Hörn, Fern) gab, die zusammen mit dem gleichfalls erst neuerdings wieder aufgefundenen Gotte Ull den Gegenstand religiöser Verehrung bildete. Ueber die spezielle Bedeutung des Namens Haern läßt sich keine Aufklärung mehr beibringen, doch ist mit Sicherheit nachzuweisen, daß der Göttin zu Ehren in verschiedenen Landschaften Mittel- und Südschwedens besondere Altäre, Opferstätten und sogar Tempelbauten errichtet waren, in denen ihr von eigenen Priestern und weisen Frauen mit einem ausgebildeten Sondernut gehuldigt wurde. Daß die Verehrung der heidnischen Göttin sich noch weit in die christliche Zeit hinein erstreckt hat, geht aus zahlreichen Ortsnamen hervor, die bis auf unsere Tage von der Vorliebe der altnordischen Bewohner für diesen Kult Zeugnis ablegen. An anderen Stellen wiederum scheint sich der Haern-Kult nach und nach mit dem der Freya vermischt zu haben und von diesem ausschließlich ganz absorbiert worden zu sein. Äußere Anzeichen sprechen auch dafür, daß wir in der Haern-Verehrung ein Gegenstück zum klassischen Ceres-Kult zu erblicken haben, was zum Teil auch das relativ späte Hervortreten dieser Gottheit in den germanischen Religionsübungen erklärlich machen würde. So lange die nordischen Urvölker ihren Hauptlebensunterhalt aus dem Ertrag der Jagd, des Fischfangs und einer ziemlich ambulanten gearteten Viehhaltung besaßen, lag für die Verehrung einer speziell als Beschützerin des Getreidebaues gedachten Gottheit naturgemäß kein Bedürfnis vor. Ueberhaupt läßt sich nicht in Abrede stellen, daß der religiöse und ethische Grundbegriff, wie er sich im Haern- und Ceres-Kult widerspiegelt, möglicherweise nur das Ergebnis einer fremden Kultur-einwirkung darstellt, die sich dem nordischen Wesen erst durch die wachsende Verührung mit dem Süden fühlbar machte und deren Wurzeln ähnlich wie im Falle der Götterdämmerungs-Idee sich auf eine unmittelbare Fühlungnahme mit gewissen Vorstellungen des orientalischen Heidentums zurückführen lassen dürften.

### Astronomisches.

**Ein neuartiges astronomisches Fernrohr.** Die Technik der astronomischen Fernrohre hat in letzter Zeit insbesondere im Bau von Spiegelteleskopen beträchtliche Fortschritte gemacht. Den besten Beweis dafür legt das Instrument ab, das jezt den Hauptdienst auf der großartigen Sternwarte des Mount Wilson in Kalifornien verrichtet und schon zu bedeutenden Entdeckungen geführt hat. Jezt erfährt „English Mechanic“, daß Professor Wood von der Johns Hopkins-Universität in Baltimore einen ganz neuen Typ von Spiegelfernrohren erfunden hat. Der Spiegel besteht dabei nicht in einem festen Körper, dessen Herstellung (meist aus Glas) immer die schwierigsten Aufgaben stellte, sondern in einer Masse von Quecksilber in einem Behälter, der durch einen Elektromotor in schnelle Umdrehung versetzt wird. Der Spiegel des flüssigen Quecksilbers nimmt mit steigender Umdrehungsgeschwindigkeit unter der Wirkung der Centrifugalkraft eine mehr und mehr konvexe Form an, wie sie einem Hohlspiegel entspricht und für den astronomischen Zweck erforderlich ist. Dabei bildet das flüssige Quecksilber eine hellere und gleichmäßigere Fläche, als sie in fester Form gewonnen werden kann. Ein besonderer Vorzug besteht ferner darin, daß man durch Veränderung der Umdrehungsgeschwindigkeit, damit also auch der Form des flüssigen Hohlspiegels, nach Belieben die Brennweite des Fernrohrs ändern kann. Andererseits ist vorläufig noch ein Mangel vorhanden. Der Gang der Maschine hat sich nämlich bisher nicht so ruhig einrichten lassen, daß nicht die Regelmäßigkeit der Form des flüssigen Spiegels durch Erschütterungen etwas gestört worden wäre. Ueberhaupt befindet sich die Neuheit noch im Stadium des Versuchs, und zurzeit wird ein Fernrohr von dieser neuen Art mit einem Quecksilberspiegel von 17 1/2 Zentimeter Durchmesser hergestellt. Wenn dieses Versuchsinstrument aber die großen Erwartungen, die Professor Wood darauf setzt, rechtfertigen wollte, beabsichtigt der Forscher ein Fernrohr von riesenhafte Dimensionen nach demselben Prinzip bauen zu lassen.